

Leseprobe aus:

Joachim Sartorius

Die Prinzeninseln



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2009
© mareverlag, Hamburg

Lektorat Claudia Jürgens
Karten Peter Palm, Berlin
Typografie und Einband Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg

Schrift Adobe Jenson
Druck und Bindung CPI Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany
ISBN 978-3-86648-116-9

www.mare.de

mare

Für Karin

»Stambul mit allen seinen Seevorstädten und Seestraßen«



Selçuk war ein Penner. Ich lernte ihn auf der Galata-Brücke kennen, in einer Teestube im unteren Brückengeschoss. Er verbrachte dort die Sommer und schnorrte Touristen an. Im Winter war er Wächter einer Villa auf Büyük Ada, der größten der Prinzeninseln im Marmarameer, acht Seemeilen vor İstanbul gelegen.

Genervt von der Hitze, dem Verkehr und meiner überlauten Freundin Sezer, hatte ich mich in diese Teestube zurückgezogen, in ihre dunkelste Ecke, und einen *şekersiz çay* – einen Tee ohne Zucker – bestellt. Er saß auf einem Karton am Eingang und fiel mir sofort auf. Wie konnte man abgerissen und elegant zugleich aussehen? Selçuk schaffte das. Er war groß, hager, um die fünfzig, dachte ich, als er auf mich zukam und mich fragte – es war nicht unangenehm wie sonst in solchen Situationen –, ob er von Diensten sein könne. Er gehörte zur Kaste der gebildeten Penner. Er sprach leidlich Englisch und war der Erste, der mich auf die Dichter Orhan Veli Kanık und Oktay Rifat hinwies, wofür ich ihm noch heute dankbar bin. Ich bestellte ihm einen Tee und, das wünschte er sich, *lokum*, jene in gesiebttem Puderzucker gewälzten Gelatine-

würfel, die nach müdem Haarwasser schmecken. Wir plauderten. Eigentlich mag ich die untere Etage der Galata-Brücke nicht. Der Blick ist verengt. Es fehlen der über Topkapı unendlich hoch wirkende Himmel, das Wasser, der Zusammenfluss von Bosporus, Goldenem Horn und Marmarameer, all die glitzernden Wasserstraßen, welche meinen Kopf stets heiß und weit machen.

Ich fragte Selçuk über Büyük Ada aus. *Ada* ist das türkische Wort für Insel, *büyük* heißt groß. Die Türken sagen meist nur *adalar*, die Inseln, und meinen damit den ganzen Archipel, den man mit der Fähre in einer knappen Stunde von Kabataş, der Anlegestelle neben dem Dolmabahçe-Palast, erreichen kann. Büyük Ada, die von den Griechen immer noch Prin-kipo genannt wird, ist die größte Insel.

Das Fährschiff hält aber, von İstanbul kommend, zunächst auf Kınalı Ada (griechisch: Proti), dann auf Burgaz Ada (Antigoni) und Heybeli Ada (Halki), bevor es die Hauptinsel erreicht und von dort wieder umdreht und Kurs auf die Metro-pole nimmt. Die weiteren Inseln sind zu klein, zu unbedeutend, überhaupt nicht oder so spärlich bewohnt, dass sie von größeren Schiffen nicht angefahren werden.

Ich kannte nur die Hauptinsel von einigen flüchtigen Besuchen, die aber schon weit zurücklagen. Mein erster Besuch muss fast zwanzig Jahre her sein. Ich hatte in Ankara, wo ich damals arbeitete, den altmodischen Nachtzug, der einmal Teil der geplanten Bagdad-Bahn gewesen war, nach İstanbul genommen. In den Schlafabteilen gab es damals immer noch

Messingbehälter mit geschliffenen Wasserkaraffen aus den Zwanzigerjahren. Sie wackelten entsetzlich, wie die Liegen und ich, der auf einer lag. Die Schienen, von den Krupp-Werken bereits in Kaiserzeiten geliefert, taten immer noch ihren Dienst. Am Bahnhof Haydarpaşa nahm mich Sezer um sieben Uhr früh in Empfang. Sie trug eine hellblaue Baskenmütze und sah wie eine merkwürdige, weil füllige Fallschirmspringerin aus.

»Na, durchgeschüttelt?«, sagte sie. »Vergiss İstanbul. Zu heiß, zu laut. Wir nehmen jetzt die erste Fähre und fahren nach Büyük Ada.«

Auf dem Schiff erzählte sie mir, dass sie als Kind geglaubt hatte, ein Zug verändere den Reisenden. Sie habe noch heute diesen Aberglauben. Was, wenn nicht ich, sondern ein Tapir, nicht der Freund, sondern eine Ladung kalten Wassers aus der Zugtür gesprungen wäre? Wir lachten.

Nach der Ankunft nahmen wir eine Pferdedroschke, denn es gibt keine Autos auf der Insel, und fuhren einmal ganz um sie herum. Als die Ortschaft hinter uns lag, auch die Villen und einige hochherrschaftliche Anwesen, ging es grüne Pinienwälder hinauf, die einen harzigen Geruch verströmten. Daran erinnere ich mich jetzt vor allem, an diesen Geruch, und dann später, wieder im Tal, an die Zypressen, Pinien, Platanen, ihre tiefen Schatten und an einen weiteren Geruch, den warmen Körpergeruch der sonnenerhitzten Gärten, der in unsere Droschke strömte. Das erzählte ich Selçuk. Er sagte, die Inseln seien so etwas wie ein Vorort von İstanbul, aber doch ganz, ganz anders. Die Landschaft, die ich ja gerade be-

schrieben hätte, sei anders. Die Menschen seien anders. Das Leben anders. Aber nicht im Sommer, wenn Horden von *İstanbullular* kämen und die Ordnung der Insel auf den Kopf stellten.

Wir verließen die Teestube und gingen die Treppe hoch auf die Brücke. Was für ein jäher Glanz. Überall auf dem funkelnden Wasser Fähren und Lotsenschiffe und Kutter und gewaltige rot angestrichene Containerfrachter, die sich aus dem Bosphorus in das gleißende Marmarameer schoben. Am Brückengeländer Angler an Angler, so dicht, dass ihre Schnüre in der Sonne wie die Saiten eines riesigen Instruments glitzerten. Selçuk sagte, er würde mir gerne die Villa zeigen, die er im Winter hüte, den *konak* von John Paşa, und was er sonst noch auf der Insel kenne. Es war Ende September. Mitte Oktober begann sein Job als Winterwächter. Er zeichnete eine kleine Skizze in mein Notizheft. Von der Anlegestelle aus sich immer rechts halten, an den Cafés und Hotels vorbei, dann in die Çankaya Caddesi einbiegen, »die schönste Straße der Welt«. Auf ihr immer weitergehen bis zur Nr. 78, das sei die Villa, die er bewache. Wir verabredeten uns. Ein Tag Ende Oktober, ich müsse nur laut genug an das große eiserne Gartentor klopfen.

Noch am selben Abend, in der Wohnung, die ich in Beyoğlu in der Nähe des Galata-Turms gemietet hatte, beschloss ich, nach Büyüyük Ada umzuziehen. Ich stellte mir das Marmarameer als Karte vor mit den blassblauen Linien der Schifffahrt, mit kurzen und langen Pfeilen, mit Delfinen und Kompass-

rosen. Wer war hier nicht alles unterwegs gewesen, Griechen, Barbaren, neue Römer, Seldschuken, Türken, Armenier, Engländer, Deutsche, Russen und Weißrussen. Immer noch tickte die byzantinische Zeit, das Osmanische Reich, sein unaufhörlicher Niedergang, dann die Unruhen des Ersten Weltkrieges, es gab jede Menge Vertriebene, Exilanten, ein Gewimmel von Pfeilen und Verweisen, die ich mir nicht erklären konnte. Ich beschloss, in dieses Gewimmel Ordnung zu bringen. Ich trank Raki, und mein Beschluss festigte sich. Nach einem weiteren Glas fand ich es schön, nichts zu wissen. Genauer: Ich meinte, es sei schön, so wenig über die Geschichte der Inseln zu wissen. Nur ein paar Splitter. Dass sie weit mehr als ein Jahrtausend lang von Mönchen bewohnt und von Klöstern überzogen waren. Dass sie, besonders in der byzantinischen Zeit, Orte der Verbannung waren. Unliebsame Prinzen und Prinzessinnen, in Ungnade gefallene Mitglieder der kaiserlichen Familie, Berater und Minister wurden aus Byzanz entfernt und oft bis zum Ende ihres Lebens in Mönchszellen gesteckt, wenn ihnen nicht noch Schlimmeres geschah. Die Blendung der Augen war die beliebteste Strafe. Nach der türkischen Eroberung von Konstantinopel im Jahre 1453 trat eine Beruhigung ein. Die griechischen und – später – die armenischen Familien, die die Inseln bewohnten, blieben unter osmanischer Herrschaft weitgehend unbehelligt. In der Spätzeit des Osmanischen Reiches entdeckten dann die reichen Staatsbeamten, Wesire und Botschafter an der hohen Pforte die Inseln als idealen Rückzugsort während des Sommers. Die wohlhabenden Familien bauten an den Uferstraßen ihre Sommerresidenzen. Es entstanden Hotels, Kasi-

nos und Parks. Die nobelsten Restaurants und Cafés in Pera gründeten Ableger auf Prinkipo und verbreiteten ein levantinisches Flair, bis dann in der Mitte des 20. Jahrhunderts der Kosmopolitismus verschwand und nicht nur İstanbul, sondern auch die Inseln »türkifiziert« wurden.

Viel mehr wusste ich nicht. Ich hatte die Landschaft der Inselwelt vor Augen, die seit zweitausend Jahren bewohnt und kultiviert wird. Aber Langlebigkeit, lange Lebensdauer, heißt nicht Kontinuität. Ich sagte mir, an diesem Abend in meiner kleinen Mietkammer in İstanbul, vor meinem vierten Glas Rakı, dass auch die Inseln sicherlich an Gedächtnisstörungen litten, jenen Identitätsproblemen also, die exemplarisch sind für eine imperiale Stadt. Denn diese Metropole hatte unter ihren wechselnden Namen – Byzanz, Konstantinopel, İstanbul – stets auf die Inseln abgefärbt. Die großen Krisen der Kaiserstadt, der Sultansstadt waren auch kleine Krisen der Inseln. Aber wenn man, sagte ich mir, so voll von Erinnerungen ist, dann wird man auch vergesslich. Morgen würde ich in einer Buchhandlung in der İstiklal Caddesi, der Hauptverkehrsader im alten Europäerviertel, nach einer Karte von den Prinzeninseln fahnden, vielleicht gab es auch das eine oder andere Buch. Nach und nach würde ich alle diese Informationen, diese Splitter und Scherben, zusammenfügen, und meine Freunde würden mir dabei helfen. Morgen würde ich als Ersten Ferit anrufen, meinen ältesten türkischen Freund. Er hatte vor ein paar Jahren ein Haus auf Büyük Ada gekauft, er würde mir ein paar Ratschläge geben können. Der Rakı tat gut. Ich schlief ein.

Am nächsten Mittag, bevor die Fähre ging, traf ich Ferit.

Ferit ist Türke, eigentlich Osmane und recht eigentlich Chinese. Er verströmt Gelassenheit, und er weiß Bescheid. Als junger Mann, als seine Augen, leicht schräg, noch nicht unter geschwellenen Lidern lagen, hatte er in Paris Malerei studiert. Er kannte dort die Maler Fikret Moualla, Abidin Dino und Arslan, er verehrte Henri Michaux. In der Türkei hortete er die beste Sammlung von *Karalamalar*. Niemand wusste, was das war, als er diese Blätter aufstöberte und kaufte, Übungen von Meisterkalligrafen, die – um ihre Finger beweglich zu halten – einen einzigen Buchstaben hundert Mal auf ein Blatt schrieben, dicht an dicht. Ein gutes *Karalama* sieht wie ein früher Pollock oder ein Mark Tobey in Höchstform aus. Ferit hatte sein Geld mit Kunsthandel gemacht, mit dem Verkauf von Gemälden, von alten Kacheln aus İznik, seldschukischen Gefäßen von tiefstem, unglaublichem Blau. Aber ein *Karalama* hat er nie verkauft. Er hat Romane geschrieben, erfolgreiche, und eine Werbeagentur gegründet. Auch damit hat er gut verdient, genug, um sich ein stattliches Haus auf Büyük Ada zu kaufen, das von einem armenischen Architekten um 1882 erbaut worden war. Fast jeder *köşk* und *konak* auf den Inseln ist aus Holz. Diese Villa, der *Meziki Köşkü*, war, eine Seltenheit, aus solidem Sandstein. Das erwies sich später, bei Erdbeben zumal, als nützlich. Wir trafen uns im Refik, seinem Lieblingslokal, in einer Gasse, die von der İstiklal Caddesi zum Pera Palas führt, einem alten Hotel, dessen Pracht Agatha Christie und Kemal Atatürk gleichermaßen liebten und die für die Passagiere des Orientexpress erdacht worden war.

Ferit begrüßte mich herzlich. Er hatte für mich immer etwas vom altmodischen türkischen Stil an sich, eine ottomanische Formvollendung, eine Art kontemplative und schwelgerische Trägheit.

»Es ist die Zeit der *lüfer*«, sagte er, »der Blaubarsche, die im September in großen Schwärmen vom Schwarzen Meer durch den Bosphorus in unsere Netze gehen.«

Er bestellte ein opulentes Mahl. Ich fragte ihn nach den Inseln aus. Wie der Hauskauf war.

Warum er, wenn er schon ein Haus am Bosphorus hatte, auf der asiatischen Seite, ein weiteres Haus auf der Insel kaufen musste.

»Ein alter Traum«, meinte er, »vielleicht wollte ich es dem Schriftsteller Sait Faik gleich tun, der zwischen Beyoğlu und Burgaz Ada, einer Nachbarinsel von Büyük Ada, hin- und herpendelte und schließlich das einfache Leben vorzog, mit den kleinen Händlern und Fischern Tee trank und aus tausend Inselbeobachtungen seine Erzählungen fügte. Vielleicht war mir das asiatische Ufer am Bosphorus auch zu hektisch geworden. Ich wollte weniger arbeiten, mehr auf das Meer starren, mehr kochen und trinken und schreiben.«

Seine Frau habe dann Büyük Ada durchstreift und sei mit einer alten Frau, die vor einem schönen vierstöckigen Steinhaus saß, ins Gespräch gekommen. Eher zufällig. Die Frau war stolz gewesen auf dieses Haus und zeigte es der Fremden, mit Ausnahme des dritten Stocks. Man traf sich wieder. Eines Tages sagte die Frau, sie wolle das Haus verkaufen. Auch ihre Töchter, die in Frankreich lebten, seien einverstanden.

»Als ich mir das Haus anschaute, war ich auf Anhieb begeistert. Die Decken, auch die Wände waren mit raffinierten Fresken übermalt, in immer noch frischen Farben, die Bäder waren aus grauem Marmor, es gab eine kühn geschwungene Treppe. Alles noch von 1882.«

Die Kaufverhandlungen zogen sich hin, am schlimmsten sei die türkische Bürokratie gewesen, die vielen Behördengänge.

»Die Osmanen«, sagte Ferit, »konnten ja nur zwei Dinge, Krieg führen und akribisch verwalten. Aber schließlich hatten wir das Haus.«

»Und was war mit dem dritten Stock?«, fragte ich.

»Es war ein Museum. Die Zeit war vor vierzig Jahren angehalten worden. Die Möbel, die Stoffe, die Vorhänge in allen Zimmern von Staub bedeckt. Auch vom Dreck der Möwen, die durch ein zerbrochenes Fenster hereingekommen waren. In den Schränken gab es die raffinierteste Seidenwäsche aus den Dreißigerjahren, auch ein Ballkleid, das meine Tochter heute noch bei besonderen Anlässen trägt. Erst später haben wir die Geschichte dazu erfahren. Der Vater der Besitzerin, die uns diesen *konak* verkaufte, hatte eine sehr junge Frau geheiratet, siebzehn Jahre alt. Sie wurde schwanger. Bei der Geburt hatte der Inselarzt befunden, dass die Situation sehr kompliziert sei und nur einer der beiden, die Frau oder das Kind, überleben könne. Der Vater habe sich dann für das Kind entschieden. Die Frau sei gestorben. Es sei ihr Stockwerk gewesen, er habe es versiegelt. Ein Mausoleum, das wir nun öffnen und ausmisten mussten. Es gibt unglückliche Häuser«, sagte Ferit, »das Leben dieses Hauses war ein un-

glückliches. Ich konnte mich da nie wirklich wohlfühlen, trotz all der Vorfreude, trotz der Pracht des Hauses. Vier Jahre haben wir dort gewohnt. Amelie, meine Frau, hat den Garten bestellt, drei Terrassen angelegt. Am Schluss verpflegte sie fast dreißig Katzen, die sie alle von einem Tierarzt sterilisieren ließ.«

Ferit machte eine Handbewegung, als sei das Frauenblödsinn. Jetzt stehe das Haus wieder zum Verkauf. Aber er habe Sehnsucht nach der Insel, nach dem Blick vom Balkon auf die Jakarandabäume, die Möwen und das Meer.

Ich verabschiedete mich von Ferit, fand in einer Buchhandlung noch ein Buch von Jak Deleon über Büyükle Ada, auch eine Karte von dem Archipel, holte meinen Koffer und nahm ein Taxi nach Kabataş, der Anlegestelle für die Dampfer zu den Inseln. Auf dem schwarzen Gelände saßen graue Tauben und weiße Möwen. Grau und Weiß auf Schwarz in Reihen, Schnörkeln gleich, kalligrafischen Signalen. Vieles in İstanbul gerät zum Ornament. Eigentlich sind hier die Tauben Moscheevögel. In deren Innenhöfen trippeln und gurren sie zuhauf. Es heißt, sie zu füttern sei eine fromme Tat. Aber jetzt hatte ich nichts bei mir, keinen Sesamkringel, keinen Zwieback. Die Tauben waren unruhig. Sie flogen auf und ließen sich von einem Windstoß in die Höhe tragen, um sich dort in der Leere um sich selbst zu drehen. Ihr Gewimmel ist Sinnbild des Gewimmels der Stadt. Die Ruhe des Ornaments, der wohltuende Kontrast von breiter Wölbung und schlankstem Minarett kämpfen vergeblich gegen dieses Gewimmel an, gegen Geschrei und Gerassel, gegen das Hupen

der Murat-Autos, die Sirenen der Lotsenschiffe, das Holpern gelber Melonen, gegen die Rufe der Muezzin und blökende Radios, die sich verschluckenden Stimmen der Sänger in den immer überdrehten Lautsprechern. Diesen Lärm, dieses Gewimmel, sagte ich mir, tausche ich nun ein gegen die grüne Ruhe der Inseln.

Schließlich sitze ich auf einer Bank auf dem Oberdeck, die Fähre legt ab, gleitet an dem Hügel von Topkapı vorbei. Am wichtigsten die Hagia Sophia. Was ist sie nicht alles gewesen! Byzantinische Kirche, ottomanische Moschee, große Karawanserei Gottes (in den Worten von Lamartine) und nun türkisches Staatsmuseum. Ich habe ein Buch mit Briefen von Ernst Curtius bei mir, geschrieben aus Stambul im August 1871. Eine Stelle gefällt mir besonders:

»... wir ritten die Höhen hinauf zu einer prächtigen Aussichtsstelle, wo man Stambul mit allen seinen Seevorstädten und Seestraßen überschaut.«

So kommt es mir auch vom Oberdeck der Fähre aus vor: im goldenen Dunst des Nachmittags die Mündung des Bosphorus, rechts Topkapı, links der Leanderturm, Üsküdar und das asiatische Ufer, rechts wiederum auf den glitzernden Wassermassen Dutzende und Dutzende von Schiffen, die ihre Fracht löschen oder auf die Einfahrt in den Bosphorus warten, schließlich direkt vor mir die sanften Silhouetten der Prinzeninseln. Auch hierzu schreibt Ernst Curtius in einem weiteren Brief:

»Wir fuhren nach dem Marmarameer, um die Prinzeninseln kennenzulernen, welche einen kleinen Archipelagus

vor der asiatischen Küste bilden. Diese Inseln sind gleichsam Vorstädte von Konstantinopel und erscheinen mit anmutigen Villen angefüllt, deren Terrassen vom Meer aufsteigen. Es wohnen hier lauter Griechen. Wir brachten die Nacht in einem Wohnhaus zu, dessen Garten zum Meer hinabreicht.«

Das war 1871. Und heute, fast hundertfünfzig Jahre später? Ich schaue mich unter den Passagieren um. Sind Griechen darunter? Die Sitzbänke sind jetzt im Herbst nur zur Hälfte belegt. Kaum Ausländer, kaum Touristen. Es scheinen mir fast nur Einheimische zu sein. Einige lachende junge Männer, die Sonnenblumenkerne und Kichererbsen kauen. Ältere Frauen mit Kopftuch, auch ein paar junge Türkinnen in Jeans und mit eng anliegendem Pullover. Neben mir ein Mädchen mit unreiner Haut und unnatürlich langen schwarzen Wimpern, die auf der Haut aufliegen, wenn sie einen Bonbon in den Mund schiebt und genüsslich die Augen schließt. Auf dem Wasser Fischerboote und kleine Vögel, die sich im Kielwasser wiegen. Ein Teeträger schwirrt zwischen den Sitzreihen herum, auf dem Tablett viele dieser kleinen Tulpengläser auf hässlichen Plastikuntersetzern. Das Schiff hält auf Kınalı Ada zu.

Ich blättere in dem frisch erstandenen Buch von Jak Deleon, das ich vor allem wegen der Wiedergabe von zahlreichen alten Postkarten und Fotografien gekauft habe. Die Reproduktionen, von miserabler Qualität, geben doch Aufschluss über das Inselleben in den Zwanziger- und Dreißigerjahren des 20. Jahrhunderts. Auch alle Dampfer, die in dieser Zeit die Inseln bedienten, sind abgebildet. Man fühlt den Stolz der Fotografen. Die Fähren hießen *Neveser*, *İstimbot*, *Aydin*

und *Ihsan*, schnittige Schiffe mit leicht schrägem, dickem schwarzem Schornstein und einem riesigen Schaufelrad. Ich lese, dass die Dampfschiffahrt zwischen İstanbul und den Inseln im Jahre 1846 eingerichtet wurde, mit ungeheuren Folgen. Zuvor gelangte man in *caiques*, großen Ruderbooten mit zwölf oder vierzehn Ruderern, zu den Inseln. Die Überfahrt dauerte fast einen halben Tag. Plötzlich war der Archipel in die Nähe gerückt. Es kam hinzu, dass ein Gesetz des Sultans, fast um die gleiche Zeit, Ausländern erstmals gestattete, Eigentum auf den Inseln zu erwerben. Das führte zu einem raschen Zuzug wohlhabender Griechen und Juden. In wenigen Jahren wurden die Inseln erschlossen.

Auf Büyüyük Ada herrscht an der Anlegestelle ein unheimlicher Betrieb. Offenbar wollen viele nach İstanbul zurück, die hier einen Tag verbracht haben. Ich winde mich durch die Menge, an den Kartenschaltern und den Kiosken vorbei. Das Splendid Hotel, in das ich mich einquartiert habe, ist nicht weit. Die Homepage des Hotels präsentiert einen imposanten, schönen, weißen, 1906 erbauten Kasten mit zwei großen abgeflachten Kuppeln, die entfernt an eine hübsche levantinische Spielart von Art-déco-Architektur erinnern. Erst später erfahre ich, dass sich unter diesen Kuppeln zwei riesige Zisternen verbargen, eine Lebensnotwendigkeit, bis eine Wasserleitung vom Festland zu den Inseln gelegt wurde. Die Droschke braucht von der Pier nur ein paar Minuten zum Hotel. Ganz oben am Ende der Freitreppe, unter dem mit einem breiten Glasfächer überdeckten Eingang, hält sich ein junger Mann schläfrig aufrecht, nicht wirklich ein Portier.

Es dauert ein paar Minuten, bis der Mensch von der Rezeption auftaucht.

»Ich hätte gerne ein großes altes Zimmer mit Blick auf das Meer.«

»Alle Zimmer sind alt«, antwortet er.

Es ist das Ende der Saison, kaum noch Gäste, kaum noch Personal. Die großen Hallen sind leer. Überall geräumige Sessel, scheußliche Ölbilder, Riesenspiegel in überladenen goldenen Rahmen und altersfleckige Möbel aus den Dreißigerjahren des letzten Jahrhunderts. Ich mag alles sehr.

»Ich zeige Ihnen ein paar Zimmer«, sagt der Rezeptionist, »Sie können frei wählen, weil nur noch wenige Gäste da sind und wir auch keine mehr erwarten.«

Ich entscheide mich für ein Eckzimmer im zweiten Stock, mit zwei kleinen Balkons und einem schönen Blick auf das Meer und die Anlegestelle. Ich presse, eine alte Gewohnheit, mein Ohr an die weiße Wand. Es kommt mir vor, als hörte ich den Atem der Insel, die Felsmassen tief im strudelnden Marmara, die Wasser- und Strommaschinen in diesem gewaltigen rechteckigen Holzbau. Er ist vier Stockwerke hoch und gruppiert sich um einen hohen weißen, strengen Innenhof mit einer Fontäne in seiner Mitte. Dieser Innenhof erinnert mich an die Riads Nordafrikas. Überhaupt ist hier alles weiß, die Häuser, die Schiffe, die Anlegestelle, die Tische und Stühle, die Möwen.

Als ich das erste Mal auf der Insel war, diesen einen Tag mit Sezer, habe ich dieses Hotel schon wahrgenommen und mir gesagt, einmal würde ich dort gerne wohnen. Nun, zwanzig

zig Jahre später, bin ich hier, im Splendid Hotel. Die Erfüllung einer Sehnsucht hat etwas angenehm Ermattendes. Die Zeit legt eine andere Gangart ein, eine langsamere, sie bedeutet dann auch nicht mehr so viel, als passiere die Zukunft in der Vergangenheit. Ich packe noch nicht aus und setze mich auf die Hotelterrasse vor dem Eingang, die Herbstsonne im Rücken. Lautlose Droschken gleiten vorbei, zwei Katzen, Möwen, das Meer, gegenüber das asiatische Ufer, das einmal unberührt gewesen sein muss und nun lückenlos bebaut ist. Bostancı wirkt wie eine koreanische oder chinesische Stadt, die in den letzten Sonnenstrahlen gelblich verglüht. Dann kommt die Nacht.

Ich sitze immer noch auf der Terrasse des Splendid. Ich weiß nichts, es gehört mir nichts, und doch bin ich schon der Besitzer von einem Haufen Sterne, von dieser Brise, die vom Meer her kommt, von zwei, drei Fliegen, die auf dem Plastiktisch landen und wieder wegrollen, von zwei, drei müden Wellen, die ich weiter unten sehe, jenseits der Straße, am Kai im gelben Licht der Straßenlaternen.

Es ist schöner als im Film.